

BURKHARDT WOLF

NICHT-LESEN IN MUSILS BIBLIOTHEK

Zur Ordnung des Wissens im *Mann ohne Eigenschaften*

Robert Musils *Mann ohne Eigenschaften* hat man als »Diskurs-Enzyklopädie«¹ bezeichnet: Nicht nur, dass dieser Roman in der modernen Tradition ostentativ gelehrten Erzählens stehe; auch um Europas ›geistige Krise‹ vor dem Großen Krieg zu erfassen, sei hier das Wissen der Epoche umfassend aufbereitet worden. Doch gründet Musils Erzählen ganz offensichtlich in keinem enzyklopädisch geschlossenen Bestand der Kenntnisse. Vielmehr ist es dem »peinlichen Unvermögen« ausgesetzt, jemals »zur Ordnung zu gelangen.«² Was es vorführt, ist die Obsoleszenz und das unweigerliche Scheitern enzyklopädischer Projekte, und was den essayistischen Charakter dieses »Epochenromans« bedingt, ist gerade der Ordnungsschwund und die Unordnung des zirkulierenden Wissens.³ Seine eigentümlich experimentelle Form gewinnt der Roman dadurch, dass er das Wissen, selbst das etablierte, nicht als gegeben, sondern als »Aufgabe geistiger Organisation« (Bd. 9, S. 1623) begreift: Auf der Ebene seiner theoretischen Kohärenz und Geltung problematisiert er es ebenso wie auf dem Feld seiner praktischen Erschließung und Mobilisierung. Und unter diesen Vorzeichen ist für den *Mann ohne Eigenschaften* besonders jene neuzeitliche Institution von Interesse, die das Wissen ›biblionom‹ formatieren, es zugleich auf breiter Front sammeln und längerfristig zugänglich machen soll: die Bibliothek.

- 1 Walter Moser, Diskursexperimente im Romantext. Zu Musils ›Der Mann ohne Eigenschaften‹, in: Robert Musil. Untersuchungen, hg. von Uwe Baur und Elisabeth Castex, Königstein i.Ts. 1980, S. 170–197, hier S. 188.
- 2 Robert Musil, Der Mann ohne Eigenschaften, Erstes Buch, in: Gesammelte Werke, hg. von Adolf Frisé, Reinbek bei Hamburg 1978, Bd. 1, S. 298. Zitate aus den *Gesammelten Werken* im Folgenden mit Band- und Seitenangabe im fortlaufenden Text (Bd. 1–5: Der Mann ohne Eigenschaften; Bd. 7: Kleine Prosa, Aphorismen, Autobiographisches; Bd. 8: Essays und Reden; Bd. 9: Kritik). Zitate aus Robert Musil, Tagebücher, hg. von Adolf Frisé, Reinbek bei Hamburg 1983 mit der Sigle T. Für Anregungen während unserer Diskussionen danke ich den Mitgliedern im Forscher-Netzwerk »Den *Mann ohne Eigenschaften* lesen«.
- 3 Zum Begriff des ›Epochenromans‹ vgl. Barbara Neymeyr, Psychologie als Kulturdiagnose. Musils Epochenroman ›Der Mann ohne Eigenschaften‹, Heidelberg 2005, v. a. S. 19–40.

Ins Zentrum rückt die Bibliothek im 100. Romankapitel mit seinem – in barocker Manier – weitschweifig resümierenden Titel »General Stumm dringt in die Staatsbibliothek ein und sammelt Erfahrungen über Bibliothekare, Bibliotheksdieners und geistige Ordnung.« Unweigerlich schließt dieses Kapitel an eine lange und vielfältige Tradition fiktionaler Bibliothekserzählungen an. Schließlich wurde mit dieser Einrichtung bereits vor der Neuzeit immer wieder der Topos eines fragilen Universalgedächtnisses, einer ungeordneten Überfülle oder einer labyrinthischen Überkomplexität des Wissens verknüpft.⁴ Ausgehend von einem Szenario allegorischer Bücherschlachten wurde die Bibliothek in der Aufklärung, etwa bei Jonathan Swift oder Johann Karl Wezel, als ein Schauplatz strategischer Machtkämpfe (zwischen den Alten und Modernen oder zwischen totem Buchwissen und kritischem Wissen) begriffen. Zum Testfall einer symbolischen Kombinatorik des Wissens wurde sie etwa in Leibniz' bibliothekarischen Entwürfen, seinen Plänen zu einer *characteristica universalis* sowie seiner *Apokatastasis*-Schrift, und in eben diesem Sinne wurde sie in der Literatur – bis hin zu modernen Autoren wie Kurd Laßwitz oder Jorge Luis Borges – zur poetologisch-epistemologischen Metapher. Noch in Elias Canettis *Blendung* erscheint sie als eine Heimstatt lebensuntüchtiger Gelehrsamkeit, in der übermäßige Wissbegierde auf eine rigide Wissensordnung trifft und die deshalb zuletzt, nach Art eines kleinen Weltenbrands, in Flammen aufgehen muss.

Der Mann ohne Eigenschaften nimmt all diese Fäden auf, führt sie jedoch an einem Punkt zusammen, der jenseits aller bibliothekarischen Zwecke zu liegen scheint: In Musils Bibliothek wird dem Nicht-Wissen durch Nicht-Lesen, der Unordnung durch Abstandnahme abgeholfen.⁵ Als letztmögliches Ordnungsverfahren gilt hier das *Distant Reading*, wie es Franco Moretti getauft hat und es bis heute besonders in der ›digitalen Geisteswissenschaft‹ hochgehalten wird.⁶ Nicht nur, dass diese *epoché* des Lesens in Musils ›Epochenroman‹ die Auswüchse der Buchgelehrsamkeit karikiert, vielmehr erscheint sie hier

4 Vgl. hierzu etwa Dirk Werle, *Copia librorum. Problemgeschichte imaginierter Bibliotheken 1580–1630*, Tübingen 2007, S. 463–472, passim.

5 Auf eine vergleichbare Pointe läuft eine ›unverständliche Geschichte‹ Alfred Döblins, nämlich *Die Bibliothek* (1948) hinaus, in der ein bildungsbeflissener Schornsteinfeger seine Bibliotheksbesuche in Form von »Herumsitzen« und passiver »Hochachtung« absolviert, an die Stelle des Lesens also »eine andere Methode der Kenntnisnahme« setzt. (Alfred Döblin, *Die Bibliothek*, in: *Die Ermordung einer Butterblume. Gesammelte Erzählungen*, Frankfurt a.M. 2013, S. 528 f., hier S. 529.)

6 Zur Begriffsschöpfung vgl. Franco Moretti, *Conjectures on World Literature*, in: *Distant Reading*, London und New York 2013, S. 43–62, hier S. 44, 47–49. Zur Praxis des *Distant Reading* v. a. in der frühen Soziologie, Bibliothekswissenschaft und Linguistik, zudem in der historiographischen Annalistik, der marxistischen Literaturwissenschaft und Kulturwissenschaft lange vor dem Einsatz des Computers vgl. Ted Underwood, *A Genealogy of Distant Reading*,

als Signatur der Moderne und dient sie Musil zudem als Verfahrenstechnik des eigenen Schreibens. Schließlich konnte Musils Roman selbst nur durch eine konsequente »Methodisierung des Nichtwissens« (T I, S. 467) entstehen, nämlich auf Grundlage eines diffizilen Exzerpier-, Katalog- und Verweissystems, das es ihm erlaubte, die im Laufe von Jahrzehnten angehäuften Materialien, Stoffe und Entwürfe auch ohne abermalige Lektüre zu überblicken und auszuwerten. Mit Blick auf das »Nicht-Lesen in Musils Bibliothek« soll hier deshalb zweierlei gefragt werden: Inwiefern liefert *Der Mann ohne Eigenschaften* eine Art historisch-kritische Bestandsaufnahme jenes *Distant Reading*, das sich heute (in den *Digital Humanities* oft deutlicher denn bei Moretti) als methodische Revolution präsentiert, die an die Stelle bloßer »Denkstile« und ihrer vagen Hypothesen endlich »belastbare«, weil daten- und rechnergestützte Erkenntnisverfahren setzt? Und wie wären Musils eigene Verfahren der Wissensordnung zu rekonstruieren, die die Entstehung des *Mannes ohne Eigenschaften* allererst ermöglicht haben, in ihm aber auch auf der Handlungsebene gespiegelt werden? Man mag diesen Roman als Paradigma einer wissenspoetologischen Schreibweise begreifen. Doch ist zu seiner Lektüre, neben einer wissensgeschichtlichen Perspektive, auch ein Blick auf die Geschichte der Wissensordnung und deren Fortwirken in Musils eigener Schreibpraxis vonnöten. Und selbst wenn der Roman enzyklopädische Ordnungsbemühungen längst verabschiedet hat, liefert er doch eine »Beobachtung zweiter Ordnung« dessen, was man die moderne Ordnung des Wissens nennen kann.

1. Die Suche nach der ordnenden Idee

Schon thematisch verhandelt *Der Mann ohne Eigenschaften* das Ordnungsproblem auf mehreren Ebenen: Neben einer fraglich gewordenen Ordnung der Dinge steht eine zusehends labile Ordnung des Sozialen, und beide Bereiche zerfallen in heterogene und inkompatible Einzelordnungen, die sich keiner übergreifenden Gesamtordnung mehr fügen wollen. Universale Ordnungsanalogien, etwa Entsprechungen zwischen der Herrschafts-, der Schöpfungs- und Verhaltensordnung herzustellen, mag vielleicht noch der alten Ordnungsmacht der Kirche (unterstützt von einer dogmatischen Theologie und einem orthodoxen Glauben) möglich gewesen sein. Die säkularen Ordnungsentwürfe der Politik, der Wissenschaft und Moral aber haben sich in zusehends komplexe Teil- und Mikroordnungen ausdifferenziert. Ulrich, der als »Mann ohne Eigenschaften« einen

scharfen Blick für Ordnungsaporien zu haben scheint, formuliert entsprechend das Paradox, »daß man alles, was man an Ordnung im einzelnen gewinnt, am Ganzen wieder verliert, so daß wir immer mehr Ordnungen und immer weniger Ordnung haben.« (S. 379) Die »Zusammenhangsschwäche« (S. 532), die Kakanien in diesem Zuge auf allen Ebenen befallen hat, wird durch die Praxis des »Fortwurstelns« (S. 216), durch bloß punktuelle Ordnungsmaßnahmen der Bürokratie, vielleicht zwischenzeitlich kompensiert, längerfristig aber nur weiter potenziert.

Mit der »Überzeugung, daß sie die Aufgabe hätten, Ordnung in die Welt zu tragen«, initiieren in dieser Lage einige selbsternannte Stützen der kakanischen Gesellschaft die ›Parallelaktion‹. Ihr Ziel verfolgt diese Initiative in einer doppelten, sowohl objektiven als auch idealen Ordnungsperspektive: Einerseits sollen jene Ordnungen herauspräpariert werden, zu denen sich die Dinge von sich aus fügen; andererseits erhofft man sich eine übergreifende und harmonische Meta-Ordnung. In diesem Sinne soll anlässlich des doppelten, deutsch-österreichischen Thronjubiläums Kakanien nicht nur als eigentümliche ›kulturelle‹ Ordnung zur Geltung kommen, sondern ebenso als exemplarisches Vielvölkergebilde, als vorbildliche Einheit in der Vielfalt und damit als Modell einer universalen Friedensordnung. Doch vor das offenbar unlösbare Problem gestellt, Kakaniens Lebens- und Wissensordnungen in eine übergreifende *Gedankenordnung* zu bringen, verfällt die Parallelaktion rasch auf den bloßen *Gedanken der Ordnung*. Konkret vorgestellte Ordnungen erschöpfen sich allzu oft im bloß »eingebildeten Zusammenhang eines Undings« (S. 458), so dass man sich, solange die wirklich ordnende Idee noch ausbleibt, auch hier an das in Kakanien Bewährte hält: an die administrative Ordnung. Die »Einteilung der Welt« (S. 179) besorgt man deshalb nach der Zuständigkeit kakanischer Behörden, und ihrerseits in Haupt-, Unter- und Nebenausschüsse gegliedert, ist die Parallelaktion letztlich nichts anderes als eine bürokratische Veranstaltung zum Zwecke einer idealen Ordnung.

Als treibende Kraft der Parallelaktion sucht besonders Diotima, die Kusine Ulrichs, fieberhaft nach der ordnenden Idee. Das, was man mit Max Scheler das klassische »Bildungswissen« und das moderne »Leistungswissen« nennen kann, bietet in ihren Augen keinen Ausweg, trägt aber immerhin zum gesuchten höheren »Erlösungswissen« von der Ordnung bei.⁷ Besonders ihre intimen Unterredungen mit dem preußischen Großindustriellen und ›Großschriftsteller‹ Paul Arnheim dienen diesem Zweck: Wenn hier nämlich in aller Beliebigkeit von diesem und jenem kulturellen, sozialen oder technischen Thema die Rede ist, dann stets mit der Aussicht auf Diotimas und Arnheims amouröse ›Erlösung‹ und, auf der Ebene des Überpersönlichen, stets in der Erwartung des schönsten, bedeutendsten und damit ›erlösenden‹ Gedankens. Doch auch Stumm von Bord-

7 Max Scheler, *Bildung und Wissen*, Frankfurt a.M. 1947, S. 26.

wehr, der als Zivilbeauftragter des Militärs über nebulöse Umwege in das große Friedens-Unternehmen gelangt ist, scheint in Diotima sein »außereheliches Weibesideal« (S. 345) gefunden zu haben. Ihr Verhältnis zu Arnheim dürfe man nicht »zu persönlich« nehmen (S. 376), gibt er zu verstehen. Entscheidend sei vielmehr, ihr jenen »erlösenden Gedanken« zu Füßen zu legen, »den sie für ihr großes Unternehmen braucht.« (ebd.) Im Kostüm des insgeheim Verliebten wird der General deshalb zu Diotimas ungebetenem Ritter.

Wie das griechische τάξις nahelegt, nimmt unser Begriff von ›Ordnung‹ ursprünglich Maß an der Heeresordnung und an der Figur des Feldherrn, dessen Autorität einen Haufen von Kämpfern allererst zu einer schlagkräftigen Schlachtformation befiehlt. Der General, laut Musils Romanentwürfen der »Hauptträger des Ordnungsproblems«,⁸ assoziiert dieses wie selbstverständlich mit der Aufstellung eines Heeres und begreift den ersehnten Gedanken sofort als die »ranghöchste unter allen Ideen.« (S. 371) Zwar sucht er, eingeschüchtert von den gebildeten Plaudereien in Diotimas Salon, diese Idee anfangs noch in einem Konversationslexikon. Dort nicht wirklich fündig geworden, geht er die Sache dann aber fachmännisch an: So wie es heute das *mapping* Morettis und der *Digital Humanities* versucht,⁹ entwirft er ein »Grundbuchsblatt moderner Kultur« (S. 372), in dem die herrschenden Ideen samt ihren ›Depots‹ und ›Befehlshabern‹ verzeichnet sind. Was man noch unserer Tage als Krise des Kanons theoretisiert, was man aber bereits in der Parallelaktion als Gleichgültigkeit zwischen »Idee« und »Gegenidee« (S. 521) erkennt, schlägt sich auch in Stumms ›geistiger Generalinventur‹ nieder: Die Ideen sind nicht nur gegensätzlich, sondern gehen – ganz wie es der Wortsinn des ›Diskurrierens‹ nahelegt – auch noch ineinander über, so dass sie dauernd die Fronten wechseln, dass sie überlaufen und, taktisch gesehen, einen »Sauhaufen« (S. 371) bilden. Mit dieser »Bestandsaufnahme des mitteleuropäischen Ideenvorrats« ebenso gescheitert wie mit einer »militärgeo-

8 Robert Musil, Nachlass-Mappen (NM) 7/01/148, zit. n. Alexander Honold, Die Stadt und der Krieg. Raum- und Zeitkonstruktion in Robert Musils Roman ›Der Mann ohne Eigenschaften‹, München 1995, S. 344. Zu Musils hier deutlichem Interesse am Offizierstypus der Zwischenkriegszeit, der sich nunmehr ›zivil‹ bildet und insbesondere um neue Konzeptionen des gesellschaftlichen Zusammenhangs kümmert, vgl. ebd., S. 341 f.

9 Bekannt geworden – wenn auch nicht repräsentativ für die stärker quantitativ orientierten und konsequent rechnergestützten *Digital Humanities* – sind insbesondere Morettis Versuche, qualitative Beziehungen der Geistes- und Literaturgeschichte etwa durch (diagrammatische) Karten und (deskriptiv-statistische) Kurven, durch (evolutionistische) Stammbäume und (quasi-soziologische) Netzwerke zu visualisieren. Vgl. hierzu Franco Moretti, Kurven, Karten, Stammbäume. Abstrakte Modelle für die Literaturgeschichte, Frankfurt a.M. 2009, S. 7 f., 22, 68, 82 f. und ders., Network Theory, Plot Analysis, in: Distant Reading, S. 211–240, hier S. 211–214, 226.

graphischen«, »oro- und hydrographischen« Darstellung, entsinnt sich Stumm schließlich der Bibliothek. (S. 373 f.)

Naheliegender Weise denkt er dabei vor allem an die Wiener Hofbibliothek, wurde diese doch nicht zuletzt aus machstrategischen Gründen errichtet, nämlich um die *translatio Imperii* auch kulturell zu beglaubigen, die neuzeitliche Reichsgewalt Habsburgs also mit der Überbietung antiker Gelehrsamkeit zu legitimieren. Unter dem Motto *Arte et Marte / Armis et Litteris* als geistige Rüstkammer verstanden, wurde der Bibliotheks-Prunkbau auf einen Kuppelraum mit einer Kaiserstatue zentriert sowie in einen Friedens- und Kriegsflügel aufgeteilt.¹⁰ Und mehr noch: Dass man hier über das Wissen aller Zeiten wie über ein schlagkräftiges Heer verfügt, sollte die geordnete Aufstellung eines eindrucksvollen Buchbestands vor Augen führen. Für die Öffentlichkeit war der Zugang allerdings bis 1918 noch beschränkt, weshalb sich Stumm einen ›Eintrittsschein‹ besorgen lässt, ehe er etappenweise in die Bibliothek ›eindringt‹. Zunächst schreitet er, um ihre »Stärke« zu erkunden, die Bücherreihen wie in einer »Garnisonsparade« ab. (S. 459 f.) Die einzelnen Bände versteht er als isolierte Einheiten, die nach und nach zu sichten wären. Als ihm jedoch eröffnet wird, dreieinhalb Millionen Bände seien hier aufgereiht, kommt ihm die Wissenschaft wie ein gewaltiger Schwindel vor: Zehntausend Jahre lang müsste er tagtäglich ein Buch bewältigen.¹¹ Jene ›Bücherflut‹, die (als *information overload*) nicht erst die ›digitale Geisteswissenschaft‹, sondern (als *copia librorum*) bereits die Frühneuzeit beklagt hat, stellt sich Stumm als ein Auseinanderdriften von Lebenszeit und Weltzeit dar, oder besser: als unüberwindbare Kluft zwischen Lesezeit und Bibliothekszeit. In Form einer linearen Progression ist hier ein Durchmarsch einfach nicht zu haben.

Stumms Analogie zwischen Militär und Bibliothek scheint noch einem Barock der halb repräsentativen, halb militärischen Ordnungen verhaftet, wie er dem Bibliotheks-Prunkbau Fischers von Erlach und dem Bibliothekskonzept etwa in Leibniz' Umfeld zugrunde lag.¹² Doch hat man bereits im Habsburg des achtzehnten Jahrhunderts gelernt, auf Bücherbestände und Soldaten in ›aufge-

10 Vgl. Franz Matsche, Die Hofbibliothek in Wien als Denkmal kaiserlicher Kulturpolitik, in: Ikonographie der Bibliotheken, hg. von Carsten-Peter Warncke, Wiesbaden 1992, S. 199–233, hier S. 203–209.

11 Einerseits hat man diese Zahl als, am historischen Bücherstand der Hofbibliothek gemessen, »stark übertrieben« bezeichnet, andererseits berücksichtigt Stumm an dieser Stelle nicht den (seinerseits wachsenden) jährlichen Bücherzuwachs der Bibliothek. Vgl. Ursula Renner-Henke, »Eine wirklich verlässliche geistige Ordnung«? Robert Musils Verhältnis zu Bibliotheken und Bibliothekaren, in: Musil-Forum 9 (1983), S. 150–172, hier S. 169.

12 Herzog Anton Ulrich sprach im Briefwechsel mit Leibniz davon, für die Wolfenbütteler Bibliothek einen »Generalleutnant« einzuberufen, der »Acht auf die Bibliothek gebe«. Zit. n. ebd., S. 170.

klärer« Weise zuzugreifen. Einerseits nämlich wurden in der Hofbibliothek, seit Einführung des josephinischen Zettelkatalogs im Jahre 1780, neben ihren Titeln auch die Signaturen und Stellplätze sämtlicher Bücher notiert; andererseits hat man zur selben Zeit, mit der sogenannten ›Seelenkonskription‹, die Namen und Wohnorte sämtlicher Untertanen ermittelt.¹³ Sobald man Bücher und Kämpfer einem Disziplinarregime des Befehls unterworfen hatte, ließ sich der Bestand beider, samt Neuzugängen und Kriegsverlusten, global verwalten, zugleich aber jeder einzelne Band oder Rekrut zielstrebig ›ausheben‹. Wenn Aufklärung eine nach Vernunftkriterien korrigible Ordnung des Allgemeinen *und* Individuellen verspricht, wurde sie im Bereich des Militärs und der Gelehrsamkeit durch ein Konzept des Ortes angebahnt, das Daten und Adressen getrennt behandelt, damit aber ihr Auseinander- oder Zusammenfallen beobachtbar macht: durch das Zusammenspiel von Konskriptionsnummern und Büchersignaturen einerseits, Stadt- und Bibliotheksplänen andererseits.¹⁴ Was aber wäre das bibliothekarische Gegenstück jener ›Seelenbeschreibung‹, die man, um der Rekrutierung und Bevölkerungsstatistik willen, seit jener Zeit in Angriff nahm? Wie, so lautet die Ausgangsfrage von Stumms zweiter Etappe, wie lässt sich, über seine äußerliche Disziplinierung hinaus, auch die *innere* Ordnung des Wissens beschreiben?

2. Die bibliothekarische Ordnung

Liebe will »Einheit ohne Widersprüche« (S. 373), heißt es im *Mann ohne Eigenschaften*. Deshalb strebt Stumm, obwohl inmitten der unüberschaubaren Bücherreihen auf verlorenem Posten, weiter nach der allumfassenden Ordnung. Solange er nur auf Diotimas »schönsten Gedanken von der Welt« (S. 460) hofft, kann der General nicht so recht sagen, wonach er eigentlich sucht. Wenn er jedoch, als er sich vom zuständigen Bibliothekar strategisch beraten lässt, nach einer »Zusammenstellung aller großen Menschheitsgedanken« (S. 461) verlangt, dann setzt

- 13 Zur Geschichte der Bibliothekskataloge in der Hof- und späteren Nationalbibliothek vgl. Geschichte der österreichischen Nationalbibliothek. Erster Teil: Die Hofbibliothek (1368–1922), hg. von Josef Stummvoll, Wien 1968, S. 109–115, 240 f., 293 f., 524–527. Zur ›Seelenkonskription‹ vgl. Anton Tantner, Die Quellen der Konskription, in: Quellenkunde der Habsburgermonarchie (16.–18. Jahrhundert). Ein exemplarisches Handbuch, hg. von Josef Pauser, Martin Scheutz und Thomas Winkelbauer, Wien und München 2004, S. 196–204, hier S. 198 f. Zur Analogie zwischen Büchern und Soldaten vgl. Markus Krajewski, Zettelwirtschaft. Die Geburt der Kartei aus dem Geiste der Bibliothek, Berlin 2002, S. 35–39.
- 14 Zu diesem neuzeitlichen Konzept des Orts und seiner politischen Bedeutung vgl. Bernhard Siegert, (Nicht) am Ort. Zum Raster als Kulturtechnik, in: Theses 3 (2003), S. 92–104, hier S. 93, 102.

er bloß vordergründig seine früheren Bemühungen um ein ›Grundbuchsblatt‹ moderner Kultur fort. Mit seiner allenfalls vagen Suchanfrage zielt er weniger auf ein spezifisches Sachwissen (und schon gar nicht auf einen bestimmten Buchtitel), zu dem man über eine bibliothekarische Ordnung gelangt. Vielmehr interessiert ihn insgeheim das bibliothekarische Wissen selbst: dieses für die zivile Bildung entscheidende Wissen *von der Wissensordnung*, das Musil selbst als »höchste Geistesordnung« bezeichnet hat.¹⁵ Als wäre die Orientierung im Bücherlabyrinth der Hofburg bloß eine Frage umfassender Gelehrsamkeit, bewundert und lobt Stumm, ganz wie er es Diotimas Konversationskunst abgelernt hat, den Bibliothekar dafür, »jedes« Buch zu kennen, und »von jedem« zu wissen, »wo es steht.« (S. 460) Und derart »gehonigelt und diensteifrig«, ist der Bücherfachmann nunmehr zu jeder Auskunft bereit. (S. 461)

Stumms beiläufige Rede von Eisenbahnfahrplänen, die zwischen unterschiedlichen Gedanken (wie zwischen verschiedenen Heereslagern) beliebige Verbindungen herzustellen erlauben, wirkt dann wie ein Sesam-öffne-dich – und bringt ihm einen Etappensieg. Zutritt bekommt er nämlich nun zum »Allerheiligsten« (ebd.) der Hofbibliothek – zum Katalogzimmer. Wie das Schädelinnere des Zivilgeistes wirkt dieser Raum auf Stumm: Inmitten von Wänden mit Büchern über Bücher, mit Bibliographien und Meta-Bibliographien, riecht es hier »ordentlich« nach eben jenem »geheimnisvollen Gehirnphosphor innerer Erleuchtung«, den Diotima wiederholt beschworen hat. (S. 345, S. 461) Dieser seinerseits rätselhafte Begriff geht wohlgerne zurück auf die Frühneuzeit und ihre spektakulären Experimente mit Phosphor sowie auf die spätere Entdeckung eines auffällig hohen Phosphoranteils im menschlichen Gehirn. Aus diesem folgerte man nicht nur die aphrodisische Wirkung des Elements, sondern auch, dass unsere Denk- und Willensvorgänge als ein Auslösungs- und Explosionsgeschehen zu verstehen sind.¹⁶ Auf das Romanende vorausblickend, kündigt der ›Gehirnphosphor‹ daher die Brandbomben des kommenden Kriegs an und metaphorisiert zugleich präzise jenes zerstörerische Potential, das Kakaniens ›geistiger Krise‹ von Anfang an innewohnt.

Mit seinem Eintritt ins Katalogzimmer ist Stumm gleichsam in den *Ops Room* der Bibliothek vorgedrungen.¹⁷ Wie aber wäre von hier aus das – in zahllose

15 Klagenfurter Ausgabe (KA) N, Mappe VII/1/21.

16 Die von Diotima gesuchte »Lösung muß ein Blitz, ein Feuer, eine Intuition, eine Synthese sein« (322), heißt es im Roman. Bereits im neunzehnten Jahrhundert hatte etwa Julius Robert Mayer spekuliert, dass durch das »elektrische Agens« des Gehirnphosphors »die Nervensubstanz befähigt wird, den Willen und die Empfindung zu leiten.« (Brief an Moleschott vom Dezember 1867, zit. n. Alwin Mittasch, Julius Robert Mayers Kausalbegriff. Seine geschichtliche Stellung, Auswirkung und Bedeutung, Berlin 1940, S. 239.)

17 Vgl. Alexander Honold, Die Stadt und der Krieg, S. 349.

Bücher verstreute – Wissen zu beherrschen? Was ist das Betriebsgeheimnis der Bibliothekskunde, ohne deren Ordnungsfunktion das riesige Bücherbehältnis nur wie ein Tollhaus wirkt, in dem die Angestellten, geistlos wie akademisch dressierte Affen, die Bücherleitern hoch- und runterklettern? Von Stumm fast handgreiflich bedrängt, verrät es der Bibliothekar zu guter Letzt: Er kenne deshalb *jedes* Buch, weil er *keines* lese. Überblick wahre er durch die Beschränkung auf Meta-Daten wie Titel und Inhaltsverzeichnis. Was Stumm und was Musils Lesern wie ein Kuriosum erscheinen muss, findet seine Erklärung in der Bibliotheksgeschichte: Seit der Neuzeit wurde der lesende Bibliothekar zusehends argwöhnisch beäugt. Denn nicht nur, dass man bereits in der Renaissance die bibliothekarische Ordnung und die Pflege des Katalogs vernachlässigt sah, sobald sich der mit ihr Betraute in endlose Lektüren vertiefte. Seit dem späten neunzehnten Jahrhundert, als es um die Etablierung des Berufsbilds Bibliothekar ging, schürte man diese Befürchtung ganz gezielt.¹⁸ Überdies war, seitdem sich der Bücherbestand explosionsartig vermehrt hatte, tatsächlich Abstraktion vonnöten, nicht nur für Bücherfachleute, sondern auch für den bloßen Leser: Zu seiner Orientierung mögen im siebzehnten Jahrhundert noch Langtitel und Inhaltsangaben in der rhetorisch-enzklopädischen Tradition des Barock genügt haben. Auf dem expandierenden Literaturmarkt des achtzehnten Jahrhunderts jedoch warb man um seine Übersicht und Aufmerksamkeit, indem man die Buchtitel komprimierte und Autornamen bereits wie Markennamen vertrieb.¹⁹

Wie selbstverständlich übt sich vor diesem Hintergrund Musils studierter Bibliothekar im *Distant Reading*, für das der Abstand zu einer Unmenge von Ungelesenem ja die Möglichkeitsbedingung von Erkenntnis ist. Diese Form der Erkenntnis reicht – zu Stumms Überraschung – offenbar dazu hin, den Titel eines Doktors oder gar eines Privatdozenten zu tragen. Und tatsächlich hatte die Bibliothekskunde, diese nach 1900 erst allmählich etablierte Wissenschaft, nur mehr wenig mit Belesenheit, viel aber mit Ordnungssystematiken zu tun. Was Musils Bibliothekar einzig und alleine liest, ist der systematische oder Sachkatalog. Diese Lektüre befreit ihn von der unmöglichen, um 1800 noch propagierten Verpflichtung, sich jedes Buch samt Stellplatz einzuprägen. Zwischen den Standorten der Bibliotheksordnung und den epistemischen Orten der Wissensordnung besteht indes keine allgemein nachvollziehbare Entsprechung mehr, seitdem die unterschiedlichen Bibliothekskataloge unterschiedliche Systematiken und damit ganz eigene Vorstellungen von den maßgeblichen Wissensregionen ent-

18 Vgl. Günther Stocker, *Schrift, Wissen und Gedächtnis. Das Motiv der Bibliothek als Spiegel des Medienwandels im 20. Jahrhundert*, Würzburg 1997, S. 116.

19 Vgl. Franco Moretti, *Style, Inc.: Reflections on 7,000 Titles (British Novels, 1740–1850)*, in: *Distant Reading*, S. 179–210, hier S. 186, 190–193, 204.

wickeln.²⁰ Ausgerechnet die Bibliotheken bezeugen damit, dass es keine kanonischen, keine überzeitlich verbindlichen, sondern nur radikal historische Wissensordnungen gibt.

Wenn man in der Bibliothek dennoch eine Art Weltgedächtnis²¹ oder, wie Stumm, eine Art *mastermind* des Weltwissens sehen will, dann werden die Hirn- und Rückenmarksnerven seines Globalgehirns von einem bibliothekarischen Seelenorgan vereinigt, das aus Katalog und Sigle besteht. Es ist dieses Ensemble, das wie ein *commercium mentis et corporis* allererst die Einheit zwischen dem geistigen Gehalt der Bücher und ihrem Körper herstellt. Indem es die Buchbestände systematisch verzeichnet und mittels Siglen zugleich den Weg zu jedem einzelnen Buch bezeichnet, ermöglicht dieses Ensemble eine Art doppelter Buchführung.²² Dabei ist der Katalog, den der Bibliothekar ausgiebig studiert, alles andere als ein sachhaltiges Buch: Er vermag schon deshalb keines zu sein, weil er sich nicht selbst als Teil der Bibliothek enthalten kann. Vor allem aber ist das, was der Katalog enthält, maximale Ordnung mit minimalem Inhalt. Man kann ihn letztlich nicht lesen, sondern nur praktisch konsultieren und als einen Wegweiser durchs Bücher-Labyrinth gebrauchen. Schließlich ist in ihm nichts Lesenswertes und schon gar nicht der höchste aller Gedanken zu finden, sondern möglichst reine und damit gedankenfreie Ordnung. Im Idealfall einer einheitlich organisierten und damit minimal ›entropischen‹ Bibliothek ist das *information retrieval* eine vollends geistlose Tätigkeit. Oder anders gesagt: Am bibliothekarischen Zentralpunkt maximaler Übersicht ist man vom erlösenden Gedanken, ja von sinnhaftem Wissen überhaupt weitest möglich entfernt. Sinn ist nämlich der Unordnung und dem Chaos *nicht* entgegengesetzt; vielmehr entsteht er allererst daraus.²³ Und mit dieser für einen Militär durchaus betrüblichen Erkenntnis wird Stumm vom Bibliothekar alleingelassen.

20 Vgl. hierzu Uwe Jochum, Das Archiv der Bibliothek, in: Bürokratische Leidenschaften. Kultur- und Mediengeschichte im Archiv, hg. von Sven Spieker, Berlin 2004, S. 45–59, hier S. 48–51.

21 *Toute la mémoire du monde* (1956), Alain Resnais' Essayfilm über die Pariser Bibliothèque nationale, illustriert diese Vorstellung eines Weltgedächtnisses durch Beobachtung der bibliothekarischen Infrastruktur von Benutzerterminal und Katalog, Siglen und Magazinverwaltung.

22 Vgl. hierzu Markus Krajewski, Zwischen Häusern und Büchern. Die Domestiken der Bibliotheken, in: Museum, Bibliothek, Stadtraum Räumliche Wissensordnungen 1600–1900, hg. von Robert Felte und Kirsten Wagner, Berlin 2010, S. 141–152, hier S. 144.

23 Zu den entropiethoretischen Hintergründen vgl. Christian Kassung, Entropie-Geschichten. Robert Musils ›Der Mann ohne Eigenschaften‹ im Diskurs der modernen Physik, München 2001, S. 390–393, 399.

3. Im Netzwerk der Lektüren

Derart unberaten wird er von einem Bibliotheksdiener angesprochen – von einem jener vermeintlich Subalternen, die bis zum Ersten Weltkrieg die niederen Arbeiten im Bibliotheksgeschäft zu verrichten hatten. Der alte Diener der Hofbibliothek ist kaum mit Meta-Ordnungen, wohl aber mit Bücher- und Leserschicksalen befasst. Seit beinahe vierzig Jahren im Beruf, hat er allerhand Anekdoten von jener *Unordnung* zu erzählen, die mit der Bibliotheksbenutzung und dem geistigen Betrieb anfällt. Wenn der Diener die Bücher bereitstellt, sie zur Rückgabe anmahnt oder gar persönlich abholt, begleitet er ihre Zirkulation zwischen den bibliothekarischen Stellplätzen einerseits, den Adressen ihrer Leser andererseits. Nicht nur, dass er jene Verknüpfungen, die Kataloge und Siglen zwischen epistemischer und Stellplatzordnung, zwischen dem Gehalt und dem Körper der Bücher herstellen, auch in der Praxis ›implementiert‹. Er koppelt überdies die geistige Ordnung der Bücher mit der geistigen *Unordnung* ihrer Leser sowie die physische An- oder Abwesenheit der einen mit der der anderen Seite. Er führt also zusammen, was die Aufklärung noch in einer disziplinarischen Parallelaktion zwischen Bibliothek und Stadt, was sie noch als Bildungs- und Biopolitik getrennt betrieben hat.

Über eine bloß bibliotheksinterne Ordnung hinaus entwickelt der Diener eine Art Soziologie der Texte:²⁴ Er beobachtet jenes dynamische Feld von Wechsel- und Querbezügen, auf dem verschiedene Verwaltungs- und Lektürepraktiken Bücher mit Lesern verknüpfen, und das sich, wenn überhaupt als Gehirn, dann nur als ein neuronales Netzwerk mit zahllosen Fasern, Nervenzellen und Synapsen verstehen lässt.²⁵ Ein solches Gehirn ist keine Schaltzentrale wie das Allerheiligste des Katalogzimmers. Als Netzwerk macht es an den starren Grenzen der Bibliothek nicht Halt, sondern reicht weit in die Gesellschaft. Je besser der Diener im Laufe der Jahre weiß, was über assoziierte Leser und ähnliche Lektüreprogramme ein Buch mit anderen Büchern verbindet, desto mehr erübrigt sich auch für ihn das *close reading*. Letztlich genügt es ihm, Bücher aus zweiter Hand zu

24 Dieser Terminus geht auf D. F. McKenzie zurück, wird von ihm aber auf Bibliographien und die Prägung der Leser durch die biblionome Wissensformatierung gemünzt, nicht auf die Beobachtung des Nutzerverhaltens. Vgl. hierzu D. F. McKenzie, *Bibliography and the Sociology of Texts*, Cambridge 2004, S. 16, 71, passim.

25 Nachdem man um 1800 die Vorstellung eines ›Seelenorgans‹ aufgegeben und sich die strukturelle Aufwertung des gesamten Hirns durchgesetzt hatte, entwickelte Sigmund Exner 1894 das Konzept neuronaler Netzwerke im *Entwurf zu einer physiologischen Erklärung der psychischen Erscheinungen*.

kennen.²⁶ Doch hat dieses Nicht-Lesen wenig mit Abstraktion und Distanz zu tun. Denn gerade im tagtäglichen Bibliotheksbetrieb registriert der Diener sehr genau und sehr konkret, wie sich unterhalb der institutionalisierten Wissensordnungen zahllose kleinere Ordnungen etablieren, berühren und überlagern – und wie aus eben diesem Gewimmel sinnhafte Bezüge, neue Forschungsergebnisse oder auch originelle Missverständnisse entstehen. Vielleicht hat er kein bibliothekarisches Fachwissen und kein allgemeines Bildungswissen. Wohl aber verfügt er über ein Wissen, das die provisorischen Ordnungen, die Interaktionen und den diskursiven Austausch unterhalb der behördlichen Maßgaben betrifft – ein »Wissen im Modus 2«, wie man es heute nennt.²⁷

Ordnung ist in diesem Rahmen nicht mehr nach dem Muster der antiken τάξις, einer disziplinierten Schlachtreihe oder eines militärischen ›Frührapports‹ zu begreifen. Ordnung ist vielmehr ein Ordnungsverhältnis, ein *rapport d'ordre*, wie es Leibniz, wohl nicht zuletzt aufgrund seiner bibliothekarischen Erfahrungen, nannte.²⁸ Nunmehr besteht sie nicht mehr in einer Hierarchisierung feststehender Qualitäten, sondern in einer Gliederung, die die Dinge nach dem Kriterium ihrer Funktion verbindet. Ordnung im modernen Verstande ist ein prozessuales Geschehen: *einerseits*, insofern sie sich durch kontingente Interferenzen zwischen den Dingen, Menschen und Kenntnissen herstellt; *andererseits*, insofern sie durch den Faktor Zeit (etwa die akkumulierten Lesezusammenhänge) irreversibel an Komplexität gewinnt. Dabei ist Ordnung auch nicht mehr ohne das Zutun unserer Erkenntnisleistungen zu denken und ohne unsere praktischen Bemühungen, Ordnung zu stiften. Nur weil er Ordnung als relational und funktional, als prozessual und konstruktiv begreift, weiß der Bibliotheksdieners auch demjenigen zu helfen, der (noch) gar nicht weiß, was er sucht: einem Abgeordneten etwa, der über die Ordnung seiner Zuständigkeit nicht recht im Bilde ist und dem er deshalb für seinen fälligen Parlamentsbericht jene Bücher aushändigt, mit denen der Abgeordnete des Vorjahres gearbeitet hat.

26 Zu dieser Form informeller Nicht-Lektüre vgl. allgemein: Pierre Bayard, *How to Talk About Books You Haven't Read*, New York 2007, S. 4–13. Nicht nur heuristisch, zur Bildung von Ausgangshypothesen, sondern (fast) systematisch wurzelt Morettis *Distant Reading* in einem Textwissen aus zweiter Hand, weshalb er seine Form von Literaturgeschichte provokant definiert als »a patchwork of other people's research, without a single direct textual reading.« Franco Moretti, *Conjectures on World Literature*, in: *Distant Reading*, S. 43–62, hier S. 48.

27 Zum Konzept eines Wissens im ›Modus 2‹ und zur zugehörigen Ausweitung der Wissensproduktion auf transdisziplinäre, subinstitutionelle und übernationale Felder vgl. Michael Gibbons u. a., *The New Production of Knowledge. The Dynamics of Science and Research in Contemporary Societies*, Los Angeles u. a. 1994, S. 4 f., 11–15, passim.

28 Zu Leibniz' *rapport d'ordre* vgl. Sibylle Krämer, *Berechenbare Vernunft. Kalkül und Rationalismus im 17. Jahrhundert*, Berlin und New York 1991, S. 299.

Auch dem ratlosen General kann der Diener somit endlich Hilfe verschaffen: Dass Stumm nicht weiß, was er zu wissen wünscht, ähnelt Diotimas Nutzerprofil. Stumm bekommt deshalb kurzerhand die von Diotima reservierten Bücher – und genießt plötzlich eine vorher unverhoffte Intimität mit seiner vermeintlich Angeboteten. Man könnte an dieser Stelle erwarten, Stumm nutze diesen zweiten Etappensieg nun vielleicht dazu, in Diotimas Lektüren ihre geliebte Seele ›wiederzuerkennen‹ oder, im Sinne von Platons Priesterin Diotima, den ›erlösenden‹ Aufstieg zur höchsten Idee des Schönen, Wahren und Guten zu wagen.²⁹ Dass Eros mit Penia die personifizierte Armut zur Mutter, mit Poros aber die zuweilen maßlose Findigkeit zum Vater hat – diese mythologische Lehre Diotimas würde dann zugleich erklären, wieso Stumms erotisches Streben so auffällig mit Wissensbegierde und unersättlichem Ordnungsbegehren einhergeht. Man könnte an dieser Stelle zudem denken, Stumm wäre, wie Hölderlins Hyperion, von Diotima dazu inspiriert, sich zum »Erzieher« des »zerrißne[n]« Volks der Deutschen aufzuschwingen, um es von seiner bloß »todten Ordnung« zu erlösen.³⁰ Und wenn er schon nicht vom Eros des Wissens getrieben wird, könnte er die neue strategische Lage doch wenigstens zum »kollaborativen« Lesen nutzen: »viribus unitis« oder mit »vereinten Kräften« (S. 450), wie es im Roman einmal heißt, nämlich mit den Lektüererfahrungen der anderen, würde man dem großen Ziel der Einheit vielleicht dann näherkommen.

Dieses ideale kommunitive Leseszenario kennt man heute unter dem Begriff des *Social Reading*. Ebenso aber kennt man die Sorge, mit den eigenen Lesespuren einem neugierigen Dritten allzu viel von seinem geistigen Profil preiszugeben. Stumm lässt diese Sorge als vollauf berechtigt erscheinen: In Diotimas Kopf und in ihren Gedankenverkehr nistet er sich nämlich stumm und unerkannt, als anonyme Instanz des Dritten ein. An ihren Lektüren will er fortan unbemerkt teilhaben, und es ist nicht nur Indiskretion, was er als »heimliche geistige Hochzeit« verbrämt (S. 463), sondern ein Missbrauch von Lesegerät, der auf Gehirnwäsche und *mind control* hinauslaufen wird: Durch seine Nutzerspuren, durch seine Glossen und Anstriche wird er Diotima neue Ideen machen und ihre stille Lektüre stillschweigend in seinem Sinne steuern. Statt ihr die Trophäe des erlösenden Gedankens zu Füßen zu legen, erbeutet er die Infrastruktur ihrer Gedankengänge und implantiert ihrem Geist, was Michael Polanyi »implizites Wissen« genannt

29 Bei Platon wird das Lesen als *anagnoskein* begriffen, als »Wiedererkennen«. Vgl. Matthias Bickenbach, Lesen, in: Historisches Wörterbuch des Mediengebrauchs, hg. von Heiko Christians, Matthias Bickenbach und Nikolaus Wegmann, Köln, Weimar und Wien 2014, S. 393–411, hier S. 395.

30 Friedrich Hölderlin, Hyperion, in: Sämtliche Werke und Briefe, Bd. 1, hg. von Michael Knaupp, Darmstadt 1998, S. 483–760, hier S. 693, 754 f.

hat: ein Wissen, das ihr unbewusst oder zumindest unverfügbar bleiben muss, das aber dennoch wirksam ist und somit Stumms erotischen ebenso wie seinen militärischen Interessen dienen wird.³¹

Am Ende seines Bibliotheksbesuchs hat Stumm also einen doppelten Strategiewechsel vollzogen: Weder schreitet oder arbeitet er die endlosen Bücherreihen ab, in denen sich das Wissen der Welt verstreut haben mag; noch dringt er in den Katalograum und damit in die Schatzkammer eines vollends komprimierten Wissens ein, um dieses, wie ein Feldherr, vom Punkt der höchsten Ordnung aus zu überblicken. Vielmehr begibt er sich als geheimer Kundschafter in jene immerzu bewegte »Kriegslandschaft«, als welche man das polemogene Feld des Wissens auffassen kann.³² Oder anders gesagt: Stumm ist nicht mehr ein bloßer Fußgänger auf dem Terrain der Bücherwelt; den geistigen Verkehr sucht er aber auch nicht mehr nur anhand von »Eisenbahnfahrplänen« nachzuvollziehen; vielmehr springt er nun wie ein blinder Passagier auf jenen Zug des Lesens auf, der, wie es im Roman an anderer Stelle heißt, »seine Schienen vor sich her rollt.« (S. 445) Aus einer endlos linearen und aus einer geistlos hierarchischen Ordnung ist ein produktives Netzwerk geworden, in dem Bücher, Institutionen und Menschen laufend interagieren. Auf diese dem Netzwerk unterworfenen Subjekte, auf suggestible »LeserInnen«, hat es Stumm zuletzt abgesehen. Und wenn schon nicht die Herzen, so erobert er doch ihre Köpfe.

4. Kältetod und Weltenbrand

Dass Stumm, selig von seiner »geistigen Hochzeit«, knapp vor dem Kapitelende kurz innehält, kündigt eine letzte Etappe an. Nicht nur, dass er sich nun von der Hofbibliothek abwendet; er tritt auch aus seiner eigenen Erzählung aus. Und dies erinnert uns Leser daran, dass die Bibliotheksepisode eine Erzählung in der Erzählung darstellt: eine Geschichte, die Stumm vor Ulrich – als vermeintlich außerdienstliche Sache – zum Besten gibt. Doch wie alles an Stumms Tun ist auch dieses Erzählen strategischer Natur. Einerseits setzt er sich mit ihm in Szene als eifrig bemühter, in seiner Halbbildung aber harmloser »Kamerad« (vgl. S. 459) des vormaligen Soldaten Ulrich; andererseits schätzt er offenbar die Ordnungsex-

31 Vgl. Michael Polanyi, *Implizites Wissen*, Frankfurt a.M. 1985, S. 27, 31, passim.

32 Vgl. hierzu Kurt Lewin, *Kriegslandschaft* (1917), in: *Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften*, hg. von Jörg Dünne und Stephan Günzel, Frankfurt a.M. 2006, S. 129–140. Musil kannte Lewin noch aus Berliner Dissertationszeiten, und gerade während der Abfassung des *Mannes ohne Eigenschaften* verfolgte er dessen Theorien des psychischen und sozialen Feldes mit größtem Interesse.

pertise Ulrichs, dieses eigenschafts- und damit interesselosen Mannes. Die Erfahrungen, die der General beim Eindringen in die Ordnung des Zivilgeists machen konnte, bereitet er nun in einem letzten Schritt auf, und zwar im Kostüm dreier unterschiedlicher Ordnungsexperten: zunächst als Redekünstler, dann als Philosoph und zuletzt, in seiner eigentlichen Rolle, mit der er alle anderen Masken fallen lässt, als Militär.

Wenn sich Stumm dem Problem der Ordnung zunächst im Medium rhetorischer Ordnung nähert, dann zuallererst mit einem Ordnungsruf, den er seinem Zuhörer erteilt: »Nimm dich jetzt, so gut du kannst, einen Augenblick zusammen.« (S. 464) Ulrich ›verstummt‹ im doppelten Sinne, denn Stumm liefert fortan zu allen Fragen auch gleich die Antworten. In Form einer *subiectio* übernimmt er beide Gesprächsparts. Oder anders gesagt: Stumms *dialogismos* ist nur ein fingiertes Gespräch und damit ein paradox monologischer Dialog; eine dialektische Erschließung des Ordnungsproblems mittels wechselseitiger Fragen und Antworten, wie sie der platonische Dialog und Diotimas Eros-Rede ermöglicht haben mag, schließt Stumms Redefigur des *dialektikon* mit voller Absicht aus. Seinem Redegegenstand, der ›Ordnung‹, nähert sich Stumm auf andere Weise an: *erstens*, indem er den Aufstieg zur höchsten Ordnung mit dem gesteigerten Konsum von Rausch-, Lebens- und Heilmitteln vergleicht; und wie schon bei Stumms anfänglicher Parallelisierung zwischen Büchern und Soldaten (vgl. S. 460) dient der Vergleich hier weniger der simplen Veranschaulichung als vielmehr der Problematisierung analogischer Rede und der Reflexion ihrer unaufhebbaren *dissimilitudo*. *Zweitens* legt Stumm jener Reihe von Beispielen, die für den Prozess der Steigerung stehen, selbst die Logik der Gradation zugrunde; ›Ordnung‹ präsentiert er damit zugleich als höchstes Rausch-, Lebens- und Heilmittel, und implizit kennzeichnet er sie damit auch als *pharmakon* im platonischen Doppelsinn eines Gifts und Heilmittels. *Drittens* lässt er, in einer abschließenden rhetorischen Operation, die Prozedur der *amplificatio* in eine *evidentia* oder ›Hypotypose‹ münden: in die vorgebliche Präsentation der Sache selbst. »Stell dir vor ...« (S. 464) wiederholt Stumm unablässig, um Ulrich vor Augen zu stellen, was sich eigentlich nicht darstellen lässt: Ordnung *an sich*.

Auch Kant, der dem ratlosen Stumm ja vom Bibliotheksdieners als Lektüre empfohlen wird, nennt das Vor-Augen-Stellen eine ›Hypotypose‹ und diese ›symbolisch‹, wenn einem Begriff, den nur die Vernunft denken, dem aber keine sinnliche Anschauung entsprechen kann, dennoch eine solche unterlegt wird. Ausgehend von diesem ›Symbol‹ als Platzhalter der Anschauung, lasse sich dann, ganz wie es Musil für den Vergleich fordert,³³ zumindest die rechte Form der Reflexion

33 Vgl. hierzu Inka Mülder-Bach, Gleichnis, in: Robert-Musil-Handbuch, hg. von Birgit Nübel und Norbert Christian Wolf, Berlin und Boston 2016, S. 751–759, hier S. 754, 756.

ermitteln. Nicht anders als die Wörter ›Grund‹ oder ›Abhängigkeit‹ ist für Kant ›Ordnung‹ eine ›symbolische Hypotypose‹ und damit der Ausdruck eines Begriffs »nicht vermittelt einer direkten Anschauung, sondern nur nach einer Analogie mit derselben.«³⁴ Über ›Ordnung‹ lässt sich also auch aus transzendentalphilosophischer Perspektive nur indirekt, nur analogisch und symbolisch reflektieren – sei es nun mittels Büchern und Bibliotheken, sei es mittels Schnaps und Wasser. Allemal gerät man mit dem Begriff der ›Ordnung‹, und erst recht mit dem der ›höchsten Ordnung‹, an die Grenze der Erkenntnis. Und doch ist der Ordnungsgedanke, wie Kant sagt, eine für die Erfahrung notwendige, weil ›regulative‹ Idee – oder wie Stumm sagt: Er ist ein unvermeidliches ›Vorurteil.« (464) ›Ordnung als solche‹ aber erscheint nicht und lässt sich nicht als Ding fassen. Ordnung ist kein *phaenomenon*, sondern ein *noumenon*, ein bloßes Gedankending, das für die Bedingung der Möglichkeit von Erfahrung und Wissen steht. Was aber unsere Erfahrung und unser Wissen bedingt, sind offenbar nicht nur unsere reinen Erkenntnisvermögen, sondern auch Institutionen (wie die Bibliothek), Medien (wie der Katalog) und systemische Agenten (wie hier in letzter Instanz das Militär). Die Ordnung des Wissens und Ordnung überhaupt hängt also nicht nur von unseren unwandelbaren Erkenntnisformen *a priori* ab, sondern von diversen ›historischen Aprioris‹.³⁵

Stumm weigert sich deshalb, Kantianer zu werden, ja überhaupt noch zu lesen. Stattdessen wechselt er das Register und versucht sich am Systemdenken der zeitgenössischen Thermodynamik. Wäre ›höchste‹, weil durch konsequent lineare Gradation hergestellte Ordnung nicht nur ein Aggregatzustand besonderer Teilsysteme wie dem Militär, sondern wäre sie, wie Stumm räsoniert, entgegen aller entropischen Tendenzen zur »Menschheitsordnung« überhaupt geworden, stünden wir vor dem »Kältetod« (S. 464): vor einer Ordnung ohne Unordnung, damit aber auch ohne allen Sinn und ohne jedes menschliche Tun. Thermodynamisch gesehen ist der ›Kältetod‹, als negentropisches Gegenstück zum ›Wärmetod‹, freilich ein unweigerlich vergangener Zustand: Schon indem man über ihn spricht, liest oder auch nur nachdenkt, wird potentielle in aktuelle Information umgewandelt.³⁶ Immer schon ist die Ordnung in Unordnung. Denn der Mensch

34 Immanuel Kant, Kritik der Urteilskraft, in: Werke in zehn Bänden, hg. von Wilhelm Weischedel, Darmstadt 1983, Bd. 8, § 59, S. 469.

35 Dieser aus Edmund Husserls (zwischen 1934 und 1937 entstandenen) *Krisis*-Schrift stammende paradoxe Begriff ist zur Kennzeichnung von Musils Erkenntnisauffassung (und ihrer Entfaltung im Roman) schon insofern gerechtfertigt, als Musil selbst Husserls Schriften seit den *Logischen Untersuchungen* (mit ihren ersten Reflexionen auf die Bedingtheit ›unbedingter‹, d. h. transzendentaler Erkenntnisformen) aufmerksam gelesen und kommentiert hat. Vgl. T 1, 119–121, 130; T 2, 69.

36 Vgl. hierzu Christian Kassung, Entropie-Geschichten, S. 405 f.

ist, wie es in Musils Nachlass heißt, »Ordnung u Störung der Ordnung.«³⁷ Richtig aufgefasst, kann die Störung bewährter Ordnungen wohlgemerkt auch anregend oder gar gewinnträchtig sein: Paul Arnheim etwa, dem das »Ordnen seine eigentliche und heftigste Leidenschaft«, ja geradezu »ein Machtdrang« (S. 390) geworden ist, sieht »das Zeitgehirn durch Angebot und Nachfrage ersetzt, den umständlichen Denker durch den regelnden Kaufmann.« (S. 409) Irritationen und Störungen der Ordnung sind für ihn somit immer schon in einer Vorstellung vom Markt – sei es der Güter, sei es des Geistes – aufgehoben, weshalb er als Großindustrieller und Großschriftsteller gleichermaßen erfolgreich ist. Und trotz seines ›ideokratischen‹ Habitus kennt Arnheim »die Gegend, wo der erlösende und [...] ordnende Gedanke zu suchen sei«: auf einem Markt der Lektüren, wo sich geistige Angebote und Nachfragen gewissermaßen selbständig regeln. (S. 409)

Ein politisches und kulturelles Gebilde wie Kakanien jedoch beruht, seinem Selbstverständnis nach, nicht auf den Launen und Zufällen irgendeiner ›Prozess-Ordnung‹, sondern auf einem zureichenden – historischen und geistigen – Grund. Um seinen Zusammenhalt zu wahren und integrativen Institutionen wie dem »guten Kaiser in Wien« (S. 529) ihre Ordnungsfunktion zu verschaffen, müssen seine Stützen unbedingt an deren Begründetheit glauben. Oder anders gesagt: Dieser Glaube und dieses Credo als »Sonderfall des Kredits« (S. 528) ist sein eigentlicher Grund. Doch war Kakanien, wie es heißt, »das erste Land im gegenwärtigen Entwicklungsabschnitt, dem Gott den Kredit, die Lebenslust, den Glauben an sich selbst und die Fähigkeit aller Kulturstaaten entzog, die nützliche Einbildung zu verbreiten, daß sie eine Aufgabe hätten.« (ebd.) Ungeachtet der Parallelaktion und ihrem Bemühen, den Glauben an die ›kulturelle‹ und ›völkerübergreifende‹ Ordnung Kakanien zu bestärken, verliert man hier mit dem Glauben an die Ordnung die Ordnung selbst, um sich fortan, rat- und hilflos, dauernden Störungen innerhalb irgendwelcher Teil- und Mikroordnungen ausgesetzt zu sehen. Gerade für einen Militär alter Schule mit seinem klassischen Ordnungssinn sind derartige Störungen unerträglich, und je radikaler und reiner sein Ordnungssinn entwickelt ist, desto schneller geht er, wie es der General nennt, in das »Bedürfnis nach Totschlag« über.³⁸ Der unbedingte Wille zur ein-

37 Zit. n. ebd., S. 407.

38 Mit Blick auf die Bibliothek und das Wissen hat man Stumms tödlichen Ordnungssinn *zum einen* mit den am Ende des neunzehnten Jahrhunderts erwogenen Plänen assoziiert, vermeintlich verzichtbare Bücherbestände auszusortieren, die Bibliotheken also nicht mehr als (potentiell ungeordnete) Speicher potentiellen Wissens zu organisieren; *zum anderen* mit den seit Ende des zwanzigsten Jahrhunderts allzu theorielastigen Lektürepraktiken der Literaturwissenschaft, die statt genauer Textbeobachtungen hauptsächlich ›Totschlag-Argumente‹ liefere. Vgl. Nikolaus Wegmann, Bücherlabyrinth. Suchen und Finden im ale-

heitlichen und eindeutigen Ordnung drängt auf den Kriegsfall,³⁹ während aus dem Zusammenbruch der ›Welt von gestern‹ Großindustrielle wie Arnheim ihren Profit schlagen werden. Der militärisch-industrielle Komplex wird in Kakanien die Gegensätze ein letztes Mal ineinander übergehen lassen: Ordnungssinn und Totschlag, Kältetod und Weltenbrand, Idealismus und Vernichtung.

Seine ›Erlösung‹ findet Kakanien also in keinem Gedanken, sondern im Kriegsausbruch. Und hierbei ist es für einen Militär wie Stumm letztendlich egal, »was so die Wissenschaft und Kunst nebenher leistet.« (S. 465) Seine Suche nach der ordnenden Idee wird nur ein Katalysator des Weltkriegs gewesen sein. Und erst nachdem ihm Diotima als Führerin ins ›Allerheiligste‹ des Ordnungswissens gedient hat, ist der General in Sorge, dass sie »am Ende noch etwas anrichtet, das ihr sehr schaden kann, während ich ihr weniger helfen kann als je!« (ebd.) Das Ordnungsunternehmen der Parallelaktion wird für Stumm nur ein trojanisches Pferd gewesen sein – eine Gelegenheit dazu, in den ›Zivilgeist‹ einzudringen und ihn für den Krieg mobil zu machen. Nicht als ›Priesterin‹ des ideellen Aufstiegs, sondern als Steigbügelhalter für dieses trojanische Pferd hat ihm Diotima, diese letzte Gestalt der ›klassischen Frau‹, gedient.⁴⁰ Nunmehr ist ihr nicht mehr zu helfen. Wie Hölderlins Diotima wird zuletzt auch sie verzehrt vom ›Feuer des Geistes‹. Rückblickend spricht es aber für ihre Intuition, dass sie der General von jeher »an den Tod« erinnert hat. (S. 466) Spätestens mit seiner Ordnungsrede wird nämlich Stumms Doppelstrategie der »Dummlistigkeit« (Bd. 8, S. 1273) manifest: Hinter der liebenswürdigen Maske seiner halbgebildeten Schwärmerie für Diotima agiert ein »Napoleon« des Geistes (S. 459), der die Parallelaktion unterwandert, der das zivile Ordnungswissen erobert und aus dessen Begrenztheit die »Notwendigkeit der Macht und des Soldatenberufs« deduziert (S. 321).

So wie Stumms militärstrategische Absichten (die Aufrüstung und Aufwertung des Heeres) und Arnheims marktstrategische Ziele (die Übernahme und Ausbeutung galizischer Ölfelder) in ein und derselben ordnungspolitischen Interessenlage konvergieren (nämlich »Geist in eine Sphäre bloßer Macht zu tragen«

xandrinischen Zeitalter, Köln, Weimar und Wien 2000, S. 143 f., 155 f. und Thomas Steinfeld, General Stumm betritt die Bibliothek. Über Wissenschaft, Theorie und Methode in der Philologie, in: Merkur 68 (780), 2014, S. 387–399, hier S. 395–398.

39 Odo Marquard hat den (konfessionell motivierten) Dreißigjährigen Krieg als hermeneutischen Krieg gedeutet, zu dessen Beendigung der Verzicht auf den einen Sinn und die eine Ordnung gehörte und, längerfristig, auch die Geburt der ›Geisteswissenschaften‹. Diese seien »durch ihre Wende zur Vieldeutigkeit – auch eine späte Antwort auf die Tödlichkeitserfahrung.« (Odo Marquard, Über die Unvermeidlichkeit der Geisteswissenschaften, in: Apologie des Zufälligen. Philosophische Studien, Stuttgart 1986, S. 98–116, hier S. 108.) Mit Dank an Fritz Breithaupt für diesen Hinweis.

40 Zur emanzipatorischen Wirkung des Weltkriegs und zur ›Neuen Frau‹ vgl. Bd. 8, S. 1198.

(S. 271)), münden im Zeitalter höchsten Ordnungsbemühens überhaupt »alle Linien in den Krieg« – nicht nur die militärischen, sondern auch diejenigen, auf die man das Wissen bringt. Um dies zu erahnen, hätte man das Bibliothekskapitel vielleicht nicht einmal wirklich lesen müssen. Denn schon in seiner Überschrift ist – anachronistisch – nicht von der »Hof-«, sondern von der »Staatsbibliothek« die Rede. Diese Bezeichnung deutet zum einen auf die Verquickung von Staatsräson und vernünftiger Wissensordnung, die sich natürlich auch bildungspolitisch verbrämen lässt als staatlich verbürgte Zugänglichkeit des Wissens. Zum anderen verweist sie aber proleptisch auf das Romanende, nämlich auf das Ende Kakaniens, und damit zugleich zurück auf den historischen Untergang Habsburgs: Mit dessen Zusammenbruch wurde der kaiserliche Besitz, inklusive seiner Bibliotheken, von der Republik beschlagnahmt; und allein im kurzen Interim (zwischen der kakanischen ›Welt von gestern‹ und dem Österreich von heute) erwog man für die vormalige *Hof-* und die heutige *Nationalbibliothek* die hier vorangestellte Bezeichnung ›Staatsbibliothek‹.⁴¹

5. Musils Ordnung des Schreibens

Über die staatspolitische Bedeutung von Wiener Bibliotheksbezeichnungen wusste Musil ebenso gut Bescheid wie über die allgemeine Geschichte der Wissensordnung. Schließlich war er selbst zwischenzeitlich Bibliothekar, nämlich, nach einer gescheiterten Bewerbung an der Wiener Hofbibliothek, vom April 1911 bis Februar 1914 an der Bibliothek der Technischen Hochschule in Wien. Obschon er nach Kriegsende nochmals kurz eine ähnliche Stelle in der öffentlichen Wissensverwaltung, nämlich die eines Archivars im Wiener Pressedienst antrat, litt Musil nach eigener Auskunft unter dieser Tätigkeit, und dies nicht zuletzt wegen ihrer Geistlosigkeit. Immerhin scheint sie ihn zu seinem großen Roman inspiriert zu haben, plante er diesen doch zunächst unter Arbeitstiteln wie »Der Bibliothekar« und »Der Archivar«. Was Musil 1922 dann über Bibliotheken schrieb, klingt zudem wie ein fachmännischer Kommentar zu Stumms Erfahrungen: »Die üblichen Band- und Zettelkataloge genügen«, wie es hier heißt, vielleicht

für den Bibliothekar, aber nicht für den Benützer, und die sogenannten Sachkataloge mit ihrer Zusammenfassung nach Materien, Stichwortkatalogen und dergleichen erlauben [...] die Orientierung eigentlich nur dem, der sie auf dem durchsuchten Gebiet halbwegs schon besitzt. Der gelehrten, im Gebiet sich gewöhnlich beschränkenden Forschung wird dieser Nachteil weniger

41 Vgl. Josef Stummvoll, Geschichte der österreichischen Nationalbibliothek, S. 578–580.

fühlbar, als dem sogenannten freien Schriftsteller, welchen menschliche und gesellschaftliche Fragen häufig zu Querzügen durch verschiedene Wissensgebiete zwingen. (Bd. 9, S. 1588)

Der freie Schriftsteller gilt Musil hier als Vertreter »des Menschen überhaupt.« (ebd.) Sein Erkenntnisinteresse beschränkt sich nämlich nicht auf etablierte Wissensordnungen; durch dieselben will er vielmehr Transversalen legen. Was daher als allgemeine bibliothekarische »Leseberatung« unabdingbar wäre, ist, wie es Musil in seinem kurzen Text fast kybernetisch formuliert, eine »lebendige Führung« – das, was im Bibliothekskapitel allein der Diener übernimmt. (ebd.)

Um nun, zugunsten seines eigenen Schreibens, selbst »Querzüge durch verschiedene Wissensgebiete« unternehmen zu können, schuf sich Musil sein eigenes Orientierungssystem – und besann sich dabei eben jener Geschichte der Wissensordnung, die dem Bibliothekskapitel zugrunde liegt. Die *enkyklios paideia*, jene geschlossene und systematische Zusammenstellung des maßgeblichen Wissens, welche man besonders in der Frühneuzeit anstrebte, sah Musil zwar als längst obsoletes Ordnungsphantasma. Entscheidend für seine Arbeit am Roman wurden aber die Wissensspeicher (oder »Datenbanken«) des überkommenen enzyklopädischen Projekts oder, genauer, die mit ihnen verbundenen Methoden und Techniken: diagrammatische Darstellungen etwa sowie Praktiken des Exzerpierens und Siglierens, des Sortierens und Katalogisierens. Als Musil seine zahllosen Notizen, Entwürfe und Diagramme, seine Exzerpte, Bücher und Zeitungsausschnitte mittels eines umfänglichen Zettelkastens und eines komplexen Registratur- und Katalogsystems organisierte, stützte er sich auf eben jene Formen der Wissensordnung, die frühneuzeitliche Gelehrte (wie Konrad Gessner, Vincent Placcius oder Leibniz) und, in ihrer Nachfolge, insbesondere aufgeklärte Bibliothekare (wie die der Wiener Hofbibliothek) entwickelt hatten.⁴²

Anders als konkurrierende Autoren vom Schlage Thomas Manns hielt Musil nichts von der so eitlen wie obsoleten Selbstbeschreibung als *poeta doctus*. Vielmehr problematisierte und nutzte er unterschiedliche Ordnungen des Wissens und die unterschiedlichen ihnen zugrundeliegenden Infrastrukturen. Sein Roman und dessen Wissenspoetik lassen sich deshalb als »Parallelaktion« zu jenen modernen Ordnungsprojekten verstehen, die wie Melville Deweys Klassifikationsmethode für Bibliotheken sämtliche bestehende Kenntnisse systematisier-

42 Zu diesen älteren Wissensspeichern wie der Bibliographie (in der Frühneuzeit zumeist »Bibliotheca universalis« genannt) und »Litterärsgeschichte«, dem Zettelkasten und Diagramm oder der Tabelle vgl. Helmut Zedelmaier, Werkstätten des Wissens zwischen Renaissance und Aufklärung, Tübingen 2015, sowie Wissensspeicher der Frühen Neuzeit. Formen und Funktionen, hg. von Frank Grunert und Anette Syndikus, Berlin und Boston 2015.

ten, zugleich aber, wie Deweys industrielle Weiterentwicklung des Zettelkastens, der laufenden Reorganisation bestehenden Wissens und der dauernden Produktion neuen Wissens dienen sollten. Unter Musils Zeitgenossen wäre besonders der Pazifist Paul Otlet zu nennen, der neben einem bibliographischen Dokumentationszentrum mit zwölf Millionen Karteikarten etwa das Brüsseler ›Mundaneum‹ entwarf, die weltweit erste multimedial vernetzte Datenbank und Suchmaschine.⁴³ Oder man müsste den Militärberater Vannevar Bush nennen, der mit seinem *Memory Extender* erstmals eine *workstation* samt Bildschirm und Tastatur konzipierte; diese sollte eine Universalbibliothek im Mikrofilm-Format enthalten, die Assoziationspfade ihrer Leser aufzeichnen und diese dann (nach dem Vorbild von Stumms ›geistiger Hochzeit‹) anderen Lesern als Gedanken- und Lektüreprofil zur Verfügung stellen. Bushs Modell erweiterte in den 1960 Jahren dann Ted Nelson mit seinem Konzept des ›Hypertexts‹. Da für Nelson die Geschichte des Wissens eine unabsehbar verzweigte Prozess-Ordnung darstellte, entwarf er zu deren Repräsentation und Erweiterung eine ›evolutionary file structure‹, die durch zahllose Verknüpfungen und Querverweise dem Möglichkeitssinn des Denkens zuarbeiten sollte.⁴⁴

Diese heutzutage bereits kanonische Geschichte, die von frühneuzeitlichen Gelehrten und Bibliothekaren bis in unsere Epoche reicht, ist gerade nicht als eine lineare Progression der Wissensordnungen zu verstehen, an deren Ende dann unsere digitalen Ressourcen und unsere nunmehr souveränen Praktiken digitalen ›Wissensmanagements‹ stünden. Um der von Anbeginn beklagten Überfülle und Unordnung des Wissens zu begegnen, hat man von jeher das Ziel der Kompression und Hierarchisierung (in Bibliographien und Katalogen, in Enzyklopädien und Klassifikationen) verfolgt, ebenso aber auf Medien und Praktiken der Dispersion und Verknüpfung gesetzt (früher etwa durch Zettelkästen und gelehrte Gemeinschaften, später durch hypertextuelle Verweissysteme und multimediale Verbünde). Und genau solch eine doppelte Wissensgeschichte der Wissensordnung informiert auch Musils Schreiben – oder konkreter: Musils Nachlass. Dieser ist weder ein bloßes Beiwerk seiner literarischen Produktion, noch ist er, wie etwa Goethes Nachlass, teleologisch auf seine postume Erschließung hin angelegt. Wenn schon keinen Werkcharakter, so hat er zumindest Werkstatt-

43 Als eine Art Verbindungsmann zu Otlet kann man Musils Bekannten Otto Neurath bezeichnen, der im Sinne seines eigenen ›enzyklopädischen‹ Projekts und seiner ›Einheitswissenschaft‹ 1931 (mit Otlets Zustimmung) das Wiener ›Mundaneum‹ gründete. Zu Neurath und Otlet vgl. Alex Wright, *Cataloging the World. Paul Otlet and the Birth of the Information Age*, Oxford 2014, S. 194–200.

44 Theodore H. Nelson, *A File Structure for the Complex, the Changing, and the Indeterminate*, in: *The New Media Reader*, hg. von Noah Wardrip-Fruin und Nick Montfort, Cambridge, Mass. und London 2003, S. 134–145, hier S. 137.

charakter und dokumentiert, in seiner komplexen Anlage und Genese, Musils Schreiblabor. Dieses Labor ist weniger als Schauplatz poetischer Kreativität und Erfindungskraft zu verstehen denn als eine Infrastruktur, die geistige Reflexivität ebenso gestattet wie gelehrte Findigkeit, und dies auf der Basis kompressiver und zugleich dispersiver Ordnungsleistungen. Nicht umsonst hat Musil den »Zettelkasten« als »Symptom« der geistigen Lage und als wichtigstes Medium der dringenden nötigen ›geistigen Organisation‹ bezeichnet.⁴⁵

Musils überlieferte Zettelwirtschaft, mit der er neben sachbezogenem Wissen, theoretischen Überlegungen und unterschiedlichen Textskizzen auch zahllose Figurentwürfe, narrative Sequenzen oder sprachliche Elemente laufend reorganisierte, umfasst etwa 12.000 Blatt, aus denen dann etwa 1.700 Druckseiten hervorgegangen sind. Um dieses Schreiblabor mitsamt seiner nachweisbaren oder auch bloß möglichen Querbezüge nicht nur linear zwischen zwei Buchdeckeln abzubilden, sondern es als »geistigen Reflexionsraum«⁴⁶ wieder in Gang zu setzen, hat man seit den 1990er Jahren gefordert, die Möglichkeiten einer elektronischen Edition zu nutzen – schließlich würde mit einer digitalen Ausgabe erstmals eine Art des Lesens möglich, die Musils Schreiben auch gerecht wird. Ganz in diesem Sinne könnte man behaupten, Musils Nachlass enthalte jenen potentiellen Roman, den er niemals beenden, sicher aber auch anders hätte schreiben können; mit jeder *hyperlink*-geführten Lektüre würde dann eine weitere Variante dieses ›Textes ohne Eigenschaften‹ aktualisiert. Zudem sah Musil selbst den Roman als eine Gattung, die »keine Form, das heißt, alle von innen« hat (Bd. 7, S. 905), die dadurch aber regelrecht dazu prädestiniert ist, »den intellektuellen Gehalt einer Zeit aufzunehmen.« (Bd. 8, S. 1223) Dass eine historisch-kritische Ausgabe unter diesen Vorzeichen den Text des *Mannes ohne Eigenschaften* mit jenem Wissen verknüpfen müsste, aus dem allererst seine Form entstanden ist, liefert ein weiteres triftiges Argument für eine digitale Edition.

Vor diesem Hintergrund versucht Walter Fantas digitale *Klagenfurter Ausgabe* von 2007, Musils Schreiblabor auf, wie es heißt, vier relationalen Ebenen zugänglich machen: *intratextuell*, also mit Blick auf die Hierarchien und Bezüge zwischen den vorhandenen Schriften; *intermedial*, d.h. durch Verknüpfung zwischen den faksimilierten und transkribierten Textzeugen; *intertextuell* durch Hinweise auf Musils Lektüren; und schließlich *kontextuell* durch Aufarbeitung des vorausgesetzten zeitgenössischen Wissens.⁴⁷ Den zwei Modi von Musils geistiger Organi-

45 KA N, Mappe IV/21/85.

46 Hans-Edwin Friedrich, Die Transkription des Wiener Nachlasses von Robert Musil, in: editio 4 (1991), S. 213–226, hier S. 214.

47 Vgl. Walter Fanta, Robert Musil – Klagenfurter Ausgabe. Eine historisch-kritische Edition auf DVD, in: editio 24 (2010), S. 117–148, hier S. 137.

sation, der Hierarchisierung und Dispersion, trägt die Ausgabe Rechnung durch ihre Ordnerstruktur und ihre Hyperlink-Funktion. Wie weit aber kommen die Weisen des Lesens oder Nicht-Lesens, die diese digitale Edition nahelegt, jener Lektürekonzeption entgegen, die Musil als Theoretiker und als Romancier vertreten hat? Während das Erste Buch des *Mannes ohne Eigenschaften* diverse Arten des Nicht-Lesens aufruft und dabei vorführt, wie über Bücher zu sprechen ist, die man nicht gelesen hat, umkreist das Zweite Buch in seinen ›heiligen Gesprächen‹ eine Intensität des Lesens, die Wolfgang Iser einmal als Irrealisierung beschrieben hat, aus der zurückgekehrt uns »die eigene Welt wie eine beobachtbare Realität erscheint.«⁴⁸ Musils Nachlass nennt dieses Lesen eine »Auslöschung der Ichhaftigkeit, die etwas von Mystik hat.«⁴⁹ Im Roman tendiert die Lektüre also zuletzt auf jene Intensität, die sich Musil bereits von seinem ersten Novellenband, den *Vereinigungen*, erhofft hat.

Man könnte auch sagen: War für Musil das Schreiben eine Arbeit am Text, dann die Lektüre eine solche am Leser. Dieser nämlich sollte, einmal dem Text ausgesetzt, nicht mehr derselbe sein. Doch erfordert solch eine neue Form des Lesens, anders als das klassische *close reading*, auch eine neue Form von Buch. Bereits 1911 schrieb Musil über seine *Vereinigungen*: »Der Fehler dieses Buches ist, ein Buch zu sein. Daß es Einband hat, Rücken, Paginierung. Man sollte zwischen Glasplatten ein paar Seiten davon ausbreiten u. sie von Zeit zu Zeit wechseln. Dann würde man sehen, was es ist.« (T I, S. 347) Das Format des Buchs ist mitsamt seiner Materialität und Linearität zu sprengen – dies aber wohlgerne nicht bloß durch das *Distant Reading* oder die sprunghafte Stellen-Lese. Vielmehr fordert Musil eine Lektüre, die die Immersion einer Bildbetrachtung mit der Distanz einer experimentellen Beobachtung vereint. Oder anders gesagt: Das Lesen soll sich »senti-mental« vollziehen, indem die »erkannte Bedeutung, wahrgenommene sinnliche Gestalt und Gefühlserregung« psychophysisch zusammenwirken. (Bd. 8, S. 1150, S. 1336) Zur »Gleichgewichtsstörung des Wirklichkeitsbewußtseins« (Bd. 8, S. 1140), die Musil mit dem Lesen, seiner gestaltistischen und emotionalen Erfahrung verbindet, gehört also auch das Erkennen einer komplexen ›Bedeutung‹. Es sind nicht zuletzt seine ›Querzüge durch verschiedene Wissensgebiete‹, die Musils Leser zur intensiven ästhetischen Erfahrung führen.

Dass nur das Buch, diese auf immersive Lektüren ausgelegte typographische Einrichtung, nicht aber der Bildschirm als Medium einer Null-Distanz dienen könne, haben empirische Studien zur Hypertext-Lektüre nahegelegt – und passionierte Verfechter der Buchkultur nochmals unterstrichen: Was wir im strikten

48 Wolfgang Iser, *Der Akt des Lesens. Theorie ästhetischer Wirkung*, München 1994, S. 227.

49 KA N, Mappe II/9/155.

Sinne ›lesen‹, seien keine Editionen, sondern Bücher, die literarische Texte allererst in Gestalt eines Werks präsentieren.⁵⁰ Bücher seien primär, Editionen aber Derivate. Und Musil selbst scheint diese Ansicht zu stützen: »Wie jeder Schriftsteller habe ich viel mehr geschrieben als drucken lassen«, notierte er einmal, »aber wie bei mir der Weg von den ersten Anreizen bis zum fertigen Werk länger ist als bei anderen, sind die frühen Zustände auch wertloser.« (Bd. 7, S. 960) Und doch fordert Musil für seinen *Mann ohne Eigenschaften* eine doppelte Lektüre: »im Teil u im Ganzen« (Bd. 5, S. 1941), was sich auf Einzelpassagen in Bezug zum Einzelwerk ebenso beziehen mag wie auf das einzelne Werk im Verhältnis zum umfassenden Schreibprozess. Man könnte als ›Teil‹ und ›Ganzes‹ aber auch die einzelne Lektüreeinheit (mit ihrer ›Gestalt‹ und ›emotionalen‹ Wirkung) und jene Totalität des Wissens verstehen, die Musils Schreiblabor systematisch zu organisieren und zugleich hypertextuell zu erschließen sucht. Jedenfalls wird die von Musil geforderte doppelte Lektüre durch das Begriffspaar *Close Reading/Distant Reading* ebenso wenig erfasst wie durch begriffliche Kompromissbildungen nach der Art von »Scalable Reading«. Seine Texte gewinnen nämlich gerade dadurch an Intensität, dass sie das distanziert ›semantische‹ Lesen ›senti-mental‹ irritieren und zugleich die immersive Nahsicht durch ihre zahlreichen diskursiven Bezüge exzentrieren.

Dass nun die *Klagenfurter Ausgabe* den ›Intertext‹ und vor allem den ›Kontext‹ von Musils Nachlass letztlich nur andeuten kann, ist keine Überraschung. Dass sie aber seine ›intratextuellen Relationen‹, dass sie Musils ›Eisenbahnfahrpläne‹ nur ebenso eingeschränkt zugänglich macht wie seine ungeplanten Verbindungen ›zwischen den Gedanken‹, offenbart den noch provisorischen Charakter dieser Ausgabe. Und überhaupt scheint recht unklar, was die ›digitale Geisteswissenschaft‹, über dieses verdienstvolle, aber imperfekte Editionsprojekt hinaus, zur Musil-Forschung beizutragen hätte: Neben stilometrischen Untersuchungen zu Musils Werkentwicklung, die wohl eher bescheidene Resultate zutage fördern würden,⁵¹ wäre ein Topic Modeling denkbar, das die Rekurrenz und Genese

50 Vgl. Massimo Salgaro, Einleitung, in: Robert Musil in der Klagenfurter Ausgabe. Bedingungen und Möglichkeiten einer digitalen Edition, hg. von Massimo Salgaro, München 2014, S. 7–24, hier S. 12–14, 17; zudem Sergej Rickenbacher, Der Fehler, kein Buch zu sein. Die Klagenfurter Robert Musil-Ausgabe und die ästhetische Erfahrung des Buches, in: ebd., S. 173–195, hier S. 177, 187.

51 Zur Überforderung der Stilometrie durch Gestaltphänomene (die ja gerade für Musils Poetik entscheidend sind) vgl. Thomas Weitin, Thomas Gilli und Nico Kunkel, Auslegen und Ausrechnen. Zum Verhältnis hermeneutischer und quantitativer Verfahren in den Literaturwissenschaften, in: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 46 (2016), S. 103–115, hier S. 110.

gewisser Begriffe und Themen in Musils Texten nachzeichnet,⁵² zudem eine Netzwerkanalyse, die die unübersichtliche Figurenkonstellation im *Mann ohne Eigenschaften* erhellt, ohne Musils sozialpsychologisch informierte Romankonstruktion schon konzeptionell zu unterbieten.⁵³

Ist, wie man sagt, der Nachlass zum *Mann ohne Eigenschaften* der ›am meisten nicht-gelesene‹ Text der deutschsprachigen Literatur, liegt hier ein *Distant Reading* eigentlich nahe. Doch lässt eine methodische Untersuchung dieses *great unread* nicht nur auf sich warten; sie wird, schlimmer noch, offenbar von niemandem erwartet. Von den Segnungen der *Digital Humanities* verspricht man sich im Falle Musils auffällig wenig, wiederholt wurde sogar bezweifelt, dass die Forschung durch die *Klagenfurter Ausgabe* irgendwelche neuen Einsichten gewonnen hätte. Gerade an Musils ›Epochenroman‹, der das Nicht-Lesen ja schon auf der Handlungsebene historisch wie poetologisch durchspielt, muss sich das *Distant Reading* also erst noch bewähren. Bis dahin bleibt es bloße Ansichtssache, ob dieses Unternehmen nun einen »Triumph der geistigen Organisation« darstellt oder aber eine »harmlose Laune« von Philologen, die da Dinge treiben, »deren Nutzen sie wohl selbst nicht einsehen.« (Bd. 8, S. 1005 f.)

6. Schluss

Das 100. Kapitel des *Mannes ohne Eigenschaften* präsentiert unterschiedliche Formen des Nicht-Lesens, und diese lassen sich als Ordnungsverfahren beschreiben, welche zwischen Bibliotheken, sozialen und auch militärischen Sphären zirkulieren: von einer Adresslogik, die auf Befehl und Disziplin setzt, über klassifikatorische Hierarchien, die mittels Metadaten auf das geistige Substrat von Büchern zielen, bis hin zu selbstregulativen Prozessen, die Bücher als wandernde Informationsknoten in einem Nutzer-Netzwerk erscheinen lassen. All diese Ordnungen tragen zu jener ›geistigen Organisation‹ bei, ohne die kein Staat, mit

52 Als wissenspoetologische Analyse in diesem Sinne vgl. Andrew Piper und Mark Algee-Hewitt, *The Werther Effect I: Goethe, Objecthood, and the Handling of Knowledge*, in: *Distant Readings. Topologies of German Culture in the Long Nineteenth Century*, hg. von Matt Erlin and Lynne Tatlock, Rochester, NY 2014, S. 155–184, hier S. 156–159, 169, 175 f.

53 Netzwerktheoretisch stützen sich die *Digital Humanities* zumeist auf Georg Simmels Entwurf ›sozialer Kreise‹, ungeachtet der konkret untersuchten Texte. Im Falle Musils müsste aber dessen intensive Rezeption von Kurt Lewins Feldtheorie berücksichtigt werden, nach deren Leitlinien auch der *Mann ohne Eigenschaften* geplant wurde. Lewin nämlich modelliert das Soziale topologisch: als einen umfassenden ›Lebensraum‹, in dem Personen und Positionen, Kräfte und Spannungen zusammenwirken und in dem auch zeitliche Momente, psychische Zustände und damit ›Möglichkeitsräume‹ repräsentiert sind.

deren Missbrauch aber auch leicht mobil zu machen ist. Für Musil ist gerade das *Nicht-Lesen* Anlass und Gelegenheit, von der Ordnung des Wissens zu erzählen. Schließlich erkundet er das Wissen von seinen Grenzen her: dort, wo Ordnungsverfahren versagen und nicht zur zündenden Idee, sondern zum Weltenbrand führen; oder dort, wo hinter dem Ordnungswissen stumme Agenten wirken wie der Eros oder die Gewalt. Allemal macht Musils Schreiben aus dem Wissen, seinen Gestalten und Geschicken, eigene Geschichten – eigene Wissensgeschichten, die weder in rein geisteswissenschaftlichen noch in bloß wissenschafts- oder medienhistorischen Bezügen aufgehen.

In diesem Zuge lässt sich Musils Roman auch als Genealogie jener Ordnungsverfahren begreifen, mittels derer das *Distant Reading* und die *Digital Humanities* der geisteswissenschaftlichen Analyse neue Perspektiven zu eröffnen suchen. Wenn Moretti beansprucht, jene (politischen und ökonomischen) Kräftekonstellationen aufzudecken, als deren Ausdruck man die literarische Form verstehen sollte,⁵⁴ lässt sich für Musils Bibliothekskapitel umgekehrt reklamieren, es entülle das, was die ›digitale Geisteswissenschaft‹ im Innersten betrifft: die militärische und, damit untrennbar verbunden, ökonomische Prägung ihrer eigenen Ordnungsbemühungen. Mit Ulrich gesagt, gibt es keine Ordnung, nicht einmal eine geisteswissenschaftliche, die nicht »durch Zwang und Gewalt entsteht«, und dies nicht nur, weil sich – diesmal mit Stumm gesagt – »die Sphäre der Gewalt« gerne »mit den Segnungen des Geistes« verquickt. (S. 320, S. 1024) Jede Ordnung des Wissens findet ihre Möglichkeitsbedingungen unweigerlich in einer historischen Lage, die mediale Infrastrukturen, institutionelle Rahmungen und praktische Kräfteverhältnisse umfasst. Wenn aber philologisches Interesse, nach Friedrich Schlegels pointierter Formulierung, ein »Interesse für bedingtes Wissen«⁵⁵ ist, wird es nicht nur epochale, gattungs- oder textinterne Formen und Strukturen ›nachweisen‹, sondern diese als Prozess-Ordnungen auffassen, deren ›historische Aprioris‹ untersuchen und, nicht zuletzt, die Möglichkeitsbedingungen der eigenen Ordnungssuche reflektieren.

54 Vgl. Franco Moretti, *Kurven*, S. 70, und ders., *Conjectures*, S. 59: »Forms are the abstract of social relationships: so, formal analysis is in its own modest way an analysis of power.« Ausgangspunkt dieser Analyse bildet die Methodenlehre der *histoire sérielle*, die, in ihrer ökonomiegeschichtlichen Ausrichtung, zwischen der Ebene der ›Ereignisse‹ und der ›longue durée‹ eine Ebene der ›Konjunkturzyklen‹ ansetzt. Aus deren Dynamik erklärt sich für Moretti die Entstehung literarischer Genres wie der Detektiv- oder Dorfgeschichte (vgl. ders., *Kurven*, S. 22–25). Und vor diesem Hintergrund erwog Moretti zunächst, von »serial reading« zu sprechen (ders., *Conjectures*, S. 44).

55 Friedrich Schlegel, *KFSA*, Bd. 16: *Fragmente zur Poesie und Literatur I*, hg. von Ernst Behler, Paderborn 1981, S. 46.

Unter diesen Vorzeichen kann man Musils literarische Genealogie der Wissensordnung als eine Provokation jenes digitalen ›Wissensmanagements‹ lesen, das sich heute in den Geisteswissenschaften etabliert. Solange dieses, statt diskursiver Prozesse, hauptsächlich Daten und deren Korrelationen untersucht, muss man ihm »pedantische« im Gegensatz zu »phantastische[r] Genauigkeit« attestieren (S. 247); denn gerade Musil schätzte an der statistischen Rationalität nicht nur ihre deskriptive Präzision, sondern dass sie das Wissen probabilistisch verunsichert, indem sie aus vermeintlich ›belastbaren‹ Befunden den »Möglichkeitssinn« bloß wahrscheinlicher Aussagen befreit. (vgl. S. 16 f.) Mit dem Ethos selbstreflexiver Wissensproduktion, das in Musils Roman der ›Mann ohne Eigenschaften‹ selbst vertritt und für das die neuzeitliche Universität mit ihrem Bildungskonzept entsteht, scheint eine primär datenbasierten Forschung weniger zu tun zu haben als mit jenem frühneuzeitlichen Ordnungssinn, der die Wissensgeschichte im Format eines Repositoriums von Kenntnissen erschließen will.⁵⁶ Deshalb stellt sich zuletzt die Frage, wie die ›digitale Geisteswissenschaft‹ auf exakte, d. h. in ihrem Sinne quantitative Weise erfassen und mobilisieren kann, was sie selbst im Titel führt: den Geist.

Musil definiert ihn als einen methodisch unsystematischen Möglichkeitssinn, und solcher Geist »hält kein Ding für fest, kein Ich, keine Ordnung.« (S. 154) Was er ermöglicht, ist: »Selbstschöpferische Ordnung. Generative O[r]dnung. [...] Vielleicht auch Richtung statt Ordnung. Bzw. Gerichtetheit.« (T 1, S. 653) Durch die Operationalisierung ihrer Hypothesen, d. h. deren Prüfung auf quantitativem Wege, mag die Geisteswissenschaft etliche Spuren vergangenen Geisteslebens sichern. ›Selbstschöpferisch‹ und ihrerseits ›geistig‹ wird sie erst, wenn an die Stelle der verifikatorischen Prozedur der explorative Versuch, wenn an die Stelle der Datensicherung die Verunsicherung des Wissens tritt. ›Essayistisch‹ nennt Musil jenes Moment, das aus einer Ordnungskrise neue Ordnung generiert, und in diesem Sinne ist Morettis unsystematische Methodik des *Distant Reading* musilianisch inspiriert: Nicht nur, dass der *Mann ohne Eigenschaften* seinen Schriften zum Motto dient;⁵⁷ motiviert wurde das Programm des Nicht-Lesens durch den Versuch, zur Literaturgeschichte, jenseits der längst etablierten Epochen- und Gattungsordnungen, ein experimentelles Verhältnis zu entwickeln. Es ist kein

56 Zur markanten Zäsur zwischen der enzyklopädischen oder gelehrten Vorstellung eines »repository of knowledge« und der um 1800 gegründeten ›Forschungsuniversität‹ mit ihrer eigenwillig reflexiven Wissensgemeinschaft vgl. Chad Wellmon, *Organizing Enlightenment. Information Overload and the Invention of the Modern Research University*, Baltimore 2015, S. 153, 168, 177 f.

57 Vgl. Franco Moretti, *Kurven*, S. 7, wo aus dem 62. Kapitel zur ›Utopie des Essayismus‹ die Passage über einen dritten Weg zwischen gelehrter »Wahrheit« und schriftstellerischer »Subjektivität« zitiert wird (S. 254).

Zufall, dass sich Moretti dabei kaum auf Datenberechnungen, sehr wohl aber auf extensive Lektüren und zahlreiche ›Querzüge durch verschiedene Wissensgebiete‹ stützte.⁵⁸ Wie auch wäre dem Geist geistreich auf die Spur zu kommen, wenn nicht durch jenen *rapport d'ordre* und durch jene Prozess-Ordnung, die man bis heute ›Lesen‹ nennt?

58 Neben Morettis umfänglicher Lektüre von literaturwissenschaftlicher Forschungsliteratur (vgl. Anm. 26) ist die von soziologischen, bibliothekswissenschaftlichen, historiographischen und kulturwissenschaftlichen Texten zu nennen. Sein Konzept des *Distant Reading* ist mithin bestenfalls indirekt von den computerbasierten Methoden der *Digital Humanities* inspiriert (vgl. auch Anm. 6).